

L a n d

oder:

**Nichts kann uns hindern, unser eigenes Leben
zu einem starken Gegengewicht zu machen**

E s s a y

von

W e r n h e r P. S a c h o n

(Aus dem noch unveröffentlichten Buch des Autors:
Landgänge. Exkursionen, Notizen und Essays)

Bad Wörishofen, Januar 2022

*ahd ,l a n t‘. Die Ausgangsbedeutung könnte
,freies Land‘ gewesen sein, vielleicht ,Brache‘.
Die Bedeutung wandelte sich später zu ,Staatsgebiet‘,
dann Gegensatz zu ,Stadt‘, zu ,Wasser‘ usw.
(Kluge, Etymologisches Lexikon)*

Um es gleich vorweg zu sagen: Ich liebe das Land, die ländliche Lebensweise. Sie hat mir als Kind viel Freiheit gewährt und gleichzeitig das Gefühl von Zugehörigkeit und Geborgenheit. Ich wusste wo ich hingehöre – und wo nicht. Und immer, wenn ich es vergessen habe, ist mein Leben kompliziert und problematisch geworden.

Ich war ein anstelliger Junge, so nannte man das damals. Meine Großeltern und zwei Tanten, bei denen ich als Kind lebte, hatten neben einer Käserei auch ein Lebensmittelgeschäft. Da gab es in einem kellerartigen Gewölbe im Erdgeschoß den für uns Kinder hochinteressanten Vorratsraum. Gleich neben der Eingangstüre standen die großen dunkelbraunen Säcke, schwer und prall gefüllt mit strahlend weißem Zucker. Ich erinnere mich an einen strengen Winter. Wir Kinder hatten beobachtet, dass überall auf den Fußwegen Salz gestreut wurde. Ich war überzeugt, dass der süße Zucker eine weitaus bessere auftauende Wirkung haben müsste als das bittere Salz. So wuchteten wir den größten Zuckersack in einen Leiterwagen, zogen los und bestreuten die Fußwege des kleinen Landstädtchens mit Zucker. Als unsere Aktion bemerkt wurde, war der Sack schon fast leer und die experimentelle Tat vollbracht. Wir wurden zwar geschimpft und mussten uns entschuldigen, aber irgendwie gingen alle davon aus, dass Kinder, die so frei lebten wie wir damals, ganz selbstverständlich auf solche ‚dummen Ideen‘ kommen. Unsere Experimentierfreude wurde jedenfalls nie gebrochen und das kam daher, dass ich bei meinen Großeltern nie diesen kalten vernichtenden Blick spürte. Den lernte ich erst später kennen. Derb ging es zwar zu in meiner Kindheit auf dem Land, aber nie unmenschlich. Ich liebte meinen Großvater, der eine Käserei hatte und immer, auch in seinen Sonntagskleidern, in einen feinen und anheimelnden Käseduft eingehüllt war. Er war ein großer und kräftiger Zweizentner-Mann und es war nicht angeraten, ihm in die Hände zu fallen wenn er wütend war. Wenn ich etwas angestellt hatte, versteckte ich mich deshalb oft hinter dem riesigen Komposthaufen im letzten Winkel des großen Gartens. Eingezwängt in die enge Spalte zwischen dem stinkenden Haufen und dem Holzzaun zum Nachbarn wartete ich bis es dunkel wurde und schlich mich dann heimlich von hinten über die angebaute Scheune durch die Waschküche ins Haus. Meine Oma war meine Verbündete und lotste mich immer geschickt an ihrem Ludwig vorbei in mein Bett. Der Ärger war meist schnell verraucht, man war nicht nachtragend und am nächsten Tag ging das Leben seinen gewohnten Gang.

Das Leben auf dem Land war für mich als Kind und ist für mich bis heute vor allem dies: ein Raum der Freiheit. Nach der Schule, sie hieß damals noch Volksschule, schlang ich schnell das Mittagessen hinunter und erledigte die Hausaufgaben gleich auf dem großen Esstisch in der Küche. Meist machten meine zwei Tanten, die den Lebensmittelladen und das Käse- und Milchgeschäft führten, neben mir auf dem Tisch ihr Nickerchen. Das hieß, sie legten ein Kissen auf den Tisch, verschränkten ihre Arme darauf und legten ihren Kopf darin ab wie in einem Nest. Sie schliefen sofort ein, denn die Arbeit begann schon früh am Morgen und war anstrengend. Oft betrachtete ich ihre Gesichter während ich meine

Buchstaben, Wörter und Sätze ins Schulheft malte. Die große Küche mit einem alten, mit Holz beheizten Herd, dem großem Esstisch, einem gemütlichen alten Kanapee, dem Graetz-Radio auf einer Konsole an der Wand und dem Lehnstuhl meines Großvaters war der wichtigste Aufenthaltsort für uns, das Zentrum unserer Großfamilie. Sobald ich die Hausaufgaben erledigt hatte, rannte ich hinaus zu meinen Freunden und Spielkameraden und meist kam ich erst in der Abenddämmerung wieder zurück nach Hause. Unser Aktionsradius war weit, er umfasste die ganze nähere Umgebung des kleinen Landstädtchens: den Burgwald und Krähenwald, verlassene Dachsbauten, die Wiesen, Bäche und Flüsse, vor allem die Mindel, die unserem Tal den Namen gab, Weiher und Tümpel, Felder, Scheunen und Hütten, Kuhställe und Misthaufen, Apfelbäume und alte ausrangierte Traktoren, Kiesgruben und Heustadel, riesige Sand- und Kieshaufen, hoch gestapelte Baumstämme und Bretter. Und wenn das Wetter schlecht war, war unser große Stadel mit seinem Heuboden unser Spielrevier. Dort hatten wir unsere Verstecke und bauten wir unsere geheimen Lager. In einer Ecke standen, mit einem großen Tuch abgedeckt, zwei mächtige Eichensärge, die meine Großeltern bereits für sich gekauft hatten. Es war eine immer wieder beliebte Mutprobe für uns, sich dort hineinzulegen und den Deckel zuzumachen.

Der Versuch meiner Mutter, mich in den Kindergarten zu bringen, scheiterte kläglich. Der Kindergarten wurde von schwarz gekleideten Klosterfrauen geleitet, die aussahen wie riesige Fledermäuse. Sie hießen die ‚Englischen Fräulein‘, waren aber gefühlt alle uralt. Ich erinnere noch gut meinen ersten Tag dort. Nachdem wir alle im Kreis sitzen und ein Lied singen mussten, dem ich mich sichtbar verweigerte, hieß es schon nach kurzem: Brummerle ins Eck! Es traf mich und einen Nachbarsjungen, den wir Pinki nannten. Diese Situation war eine prägende pädagogische Grunderfahrung für mich. Später im Internat habe ich das noch zimal erlebt, ins Eck oder vor eine Wand gestellt zu werden. Oft nachts auf einem kalten Flur und im Schlafanzug, als Strafe für Schwätzen oder unerlaubtes Lesen mit der Taschenlampe unter der Bettdecke. Damals im Kindergarten wurde mir dort im Eck klar: Hierher werde ich nicht zurückkommen. Ich wehrte mich am nächsten Tag mit Händen und Füßen, als mich meine Mutter auf dem Fahrrad wieder in den Kindergarten bringen wollte und ich brüllte so laut, dass die Leute auf der Straße schon schauten und vielleicht an eine Kindesentführung dachten oder so etwas. Auf jeden Fall musste meine Mutter ihren Versuch am unteren Tor, ein paar hundert Meter vor dem Kindergarten abbrechen. Und so kam ich wieder zu meinen Großeltern zurück und die fanden das sowieso seltsam, dass meine Mutter mich in eine solche Einrichtung verbringen wollte.

Mein Drang nach Freiheit und Eigenständigkeit prägt bis heute mein ursprüngliches Lebensgefühl. Auch eine gewisse Vorliebe für das Ungezügelmte, das Wilde, blieb mir immer erhalten und überstand alle nachfolgenden Erziehungs- und Konditionierungsversuche einigermaßen unbeschadet bis auf den heutigen Tag. Jetzt, im beginnenden Alter spüre ich, dass dieses pulsierende und aufregende Gefühl in mir wieder lebendig wird und ich beginne zu ahnen, was diese Lebensphase für mich bereithalten könnte.

*

Meine Kindheit war jäh zu Ende, als meine Eltern meine Einweisung in ein Klosterinternat verfügten. Herausgerissen aus meinem ländlichen Paradies der Freiheit

fand ich mich von einem Tag auf den anderen in einem Gefängnis wieder. Das Klosterinternat war eine Ansammlung überwiegend städtischer Jungs, die man zuhause nicht mehr haben konnte oder wollte. Die Situation war für mich extrem schwierig. Ich schämte mich für meine Eltern, in diesem Internat kaserniert zu sein und gab vor, dass es mein eigener Wunsch gewesen war.

In den ersten Jahren fand ich viel Halt und Trost in meiner Religiosität, die in der Lebenswelt des ländlichen Katholizismus wurzelte. Seit ich denken kann, mochte ich seine Feste und Riten, die farbenprächtigen Gewänder, Düfte und Lieder, den Singsang der lateinischen Gebete, die schmetternden Marienlieder in den Maiandachten und die jubelnde Verehrung des ‚Großer Gott, wir loben Dich‘. Die Religiosität meiner Kindheit war sehr irdisch und meine Erfahrung war, dass man viel erleben konnte darin, vor allem als Ministrant, wo ich ganz nah dran war an dem magischen Geschehen einer Messfeier. Manchmal fochten wir unter den Ministranten einen internen Wettkampf aus, wer bei der Wandlung die Schellen lauter läuten oder mehr Qualm mit dem Weihrauchfass erzeugen konnte. Schon als kleine Kinder hatten wir oft Messfeier gespielt und ich wage es auch heute noch nicht, zu berichten was wir dabei alles in Szene setzten.

Das Entscheidende war für mich: Ich liebte diesen Jesus von Nazareth. Vor allem jetzt im Klosterinternat war er mein Retter. Ich liebte vor allem seine widerständische Seite gegenüber der pharisäischen Obrigkeit mit ihrer doppelten Moral. Nach dem Verlust meiner äußeren Freiheit wurde er mein Fixpunkt, mein Halt in meinem oft verzweifelten Dasein als Internatszögling. Es war ein monotones Dasein, vom morgendlichen Wecken um 5.50h bis zum Bettgehen um 20.00h. Ein Internatsstag war ein komplett durchreglementierter und überwachter Tag und ich musste mir über die Jahre erst mühsam einige kleine Nischen an Privatheit erkämpfen. Dieser Jesus jedenfalls war mein bester Verbündeter in meinem Kampf gegen die Schwarzkutten und die Schulbürokraten. Er war immer schon mein Held gewesen, zusammen mit Prinz Eisenherz und den Rittern der Tafelrunde, er war mein Kampfgefährte, Freund und Tröster – viel mehr als dieser ferne Gottvater. Und wenn es mir ganz besonders schlecht ging, flüchtete ich mich in den Schoß seiner Mutter, Maria. Zufällig trug sie auch den Namen meiner Großmutter. Ich war mit meiner eigenen Art der Religiosität in diesem Klosterinternat jedoch weitgehend allein. Meine Widerborstigkeit jedenfalls war immer auch religiös begründet und ich wusste nicht nur meine Großeltern, sondern auch meinen Jesus samt seiner Mutter auf meiner Seite.

*

Das Landleben hat etwas Widerständiges in sich. Vor allem gegen die Obrigkeit in den Städten und Metropolen, gegen ihren fortschrittlichen Zeitgeist, ihre neuesten Moden, nicht nur der Kleidung, sondern auch der Gesinnung. Der Widerstand des Landes speist sich aus dem Eigenen: Der Landmensch will vor allem seine Eigenständigkeit bewahren und in Ruhe gelassen werden von der Regierung. Sein politischer Impetus ist weniger auf Verbesserung der Welt gerichtet, eher auf Verteidigung und Erhalt der eigenen Lebensweise. Die Freiheit des Landmenschen ist vor allem eine Freiheit vom Staat. Von ihm erwartet er keine Lösungen, sondern eher Probleme, keine Wohltaten, sondern eher Ungemach.

Die Unterschiedlichkeit zwischen den Menschen in den großen Städten und auf dem Land rührt daher, dass das Leben auf dem Land zu allen Zeiten und in allen Regionen der Welt

das Leben der Sesshaften war und ist. Es verkörpert nicht Modernität und Fortschritt um jeden Preis, sondern eher Kontinuität und Beharrungskraft, das Bodenständige eben. Aber wir sollten uns nicht täuschen, auch heute nicht: Darin verbirgt sich ein sehr ursprüngliches Gefühl der Freiheit. Erinnern wir uns: Es waren die aufständischen Bauern hier bei uns im Allgäu, sie nannten sich *Christliche Vereinigung der Landart Allgäu*, die am 7. März 1525 in Memmingen zum ersten Mal weltweit – mehr als 200 Jahre vor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung - das allgemeine Menschenrecht postulierten und dafür kämpften. In ihren *12 Artikeln* verlangten sie das grundlegende Recht der *Freiheit eines Christenmenschen* und einen Abbau der ständischen Unterschiede. Die Allgäuer Bauern hielten zäh an altem Recht und Herkommen fest und wehrten sich gegen den aufkommenden Absolutismus der Obrigkeit, durch den etwa die sog ‚Freien‘ und ‚Zinser‘ durch Rechtsbruch in die Leibeigenschaft gedrückt werden sollten. Der 7. März sollte ein Gedenktag sein, wenigstens für uns hier im Allgäu, ein Anlass, stolz zu sein auf eine große freiheitliche Tradition unseres Landes.

Die Geschichte der Bauern ist in der städtisch geprägten Zivilisation unserer Gesellschaft jedoch nur von geringem Interesse. Das bäuerliche Leben wird auch literarisch kaum erzählt. Die intellektuelle Literaturszene ist nahezu ausschließlich von Städtern und ihren Themen besetzt. Ganz anders bei einem meiner Lieblingsschriftsteller, dem amerikanischen Philosophen und Naturkundler Henry David Thoreau. Er ist auf seinen Streifzügen durch seine Heimat vielen Bauern begegnet und hat sich mit ihnen intensiv beschäftigt. Einem alten Bauern namens Hubbard setzte er in seinem Tagebucheintrag vom 1. Dezember 1856 geradezu ein Denkmal:

„Ich beobachte, wohl zum fünftausendsten Mal, den alten Bauern mit dem blassen Gesicht auf seinem Schlitten – Cyrus Hubbard, einen Mann von einer gewissen neuenglischen Rechtschaffenheit und Würde, unsterblich und urwüchsig wie ein Naturprodukt, wie die Süße einer Nuss, wie die Zähigkeit des Walnussbaums. Auch er ist eine Erlösergestalt für mich. Wie hoch steht er tatsächlich über dem Glauben, den er bekennt! Er ist keiner, der nach Ämtern giert. (...) Dieser alte Bauer ist noch immer gewillt, die Natur und die Ordnung der Dinge gutzuheißen. (...) Er ist so vernünftig, natürlich und wahrhaft, als wäre er aus Erde, Stein, Holz oder Schnee.“

Ich selbst bin im Bauernland groß geworden. Meine Großmutter kam von einem Bauernhof in Köngetried. Dieses Dorf ist bei uns vor allem bekannt wegen seines schiefen Kirchturms. Meines Wissens ist er schiefere als der Turm von Pisa. Sie stammt aus einem alten Bauerngeschlecht mit dem Namen *Holzheu*, früher schrieb man ihn *Holzhey*. Die Verwandtschaft meiner Großmutter, die uns regelmäßig besuchte, kam von Höfen aus Köngetried, Dorschhausen und Baiswail. Nur Dörfer können solche Namen tragen – man stelle sich eine große Stadt vor, die Baiswail heisst. Ich saß als Kind gerne dabei in der Küche, wenn die Brüder und Schwestern, Cousins und Cousinen meiner Großmutter zu Besuch waren. Sie kamen regelmäßig, etwa wenn im Frühjahr und Herbst Jahrmarkt war oder bei Beerdigungen. Geburtstag war kein Anlass zum Feiern und deshalb gab es auch keine Besuche zu den Geburtstagen. Es waren die christlichen Namenstage, die im Jahreslauf bedeutsam waren. Ich mochte schon als Kind die kantigen und zerfurchten Erdgesichter der älteren Männer, meist waren sie unrasiert. Ich erinnere mich, dass mein Urgroßvater aus Köngetried einen goldenen Ring im linken Ohr trug, so wie er heute Mode

ist. Immer waren sie korrekt gekleidet, auch bei der Arbeit auf Feld und Hof, oft mit einem weißem Hemd mit kurzem Stehkragen und einer Weste, in der eine Taschenuhr steckte. Ich mochte auch ihren Duft. Bauern dufteten damals nach Erde und Vieh, auch wenn sie ihren Sonntagsanzug an hatten. Sie redeten nicht viel, aber ich spüre noch heute diese spezifische Ausstrahlung, ruhig und schwer, fast schon melancholisch. Und ich spürte, dass alle diese Menschen etwas verband, dass sie etwas teilten, das nicht ausgesprochen werden musste. Und ich fühlte mich geborgen und angenommen bei ihnen, nie kann ich mich erinnern an eine belehrende Bemerkung oder an überflüssiges Geschwätz. Das waren uralte, knorzige Menschengewächse, geprägt von der Erde mit ihren Jahreszeiten und dem oft unerbittlichen Regime der Natur. Sie wussten etwas vom elementaren Leben, das spürte ich, aber sie redeten nie darüber.

Thoreau schreibt in seinem Tagebucheintrag vom 4. Oktober 1851 über einen Bauern namens Minott:

„Minott ist wohl der poetischste Bauer, den ich kenne. Mir scheint, dass er die Poesie des bäuerlichen Lebens am besten verkörpert. Er tut nichts mit Hast oder als wäre es eine Plage, sondern er liebt seine Tätigkeit. Er kostet seine Arbeit aus, sie verschafft ihm in allen Stücken ein unendliches Behagen ... er findet in der ständigen Befriedigung, die seine Arbeit ihm gewährt, seinen Lohn. (...) Er kennt jeden Bolzen und Nagel in seiner Scheune. Wenn ein Boden gelegt werden muss, lässt er sich von keinem Knecht das Vergnügen nehmen, selbst bedächtig in den Wald zu gehen und in aller Ruhe eine Pechkiefer auszuwählen... Landarbeit ist ihm ein Vergnügen, das er sich länger bewahren konnte als Fischen und Jagen. Er hat es nie eilig, seinen Garten zu bestellen, und doch geschieht es immer zur rechten Zeit, und keiner im ganzen Dorf ist so schön und sauber gehalten. (...) Mit seinem ewigen Rheumatismus und seinen zitternden Händen scheint er sich immerwährender Gesundheit zu erfreuen. Obgleich er nie ein Buch liest, spricht er das beste Englisch.“

*

Mit seinen Dörfern, Marktflecken und kleinen Landstädtchen hat das Land zwischen Lech und Iller, aus dem ich herkomme, eine ganz eigene, eine bäuerlich geprägte Lebensweise hervorgebracht. Und eine sehr eigenwillige Sprechweise, die versucht, mit möglichst wenig Vokalen auszukommen. Sie werden einfach verschluckt. ‚Hamr ghet‘ ist z.B. unsere Version von ‚haben wir gehabt‘, das schwere, rollende r steht grundsätzlich für ‚wir‘. Sie ist von niemandem so genial zu Papier gebracht worden – als solches schon ein schier unmögliches Unterfangen – wie von dem Dichter Arthur Maximilian Miller. Früher nannte man ihn etwas abschätzig einen schwäbischen Heimatdichter. Er hat der Lebensweise der Menschen hier bei uns auf dem Land ein Denkmal gesetzt.

Landkultur ist eher eine gelebte Kultur, weniger eine museale. Sie wird derzeit unter dem Radar der Öffentlichkeit schleichend zerstört. Die staatlichen Programme zur Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse sind Programme zur Verstädterung des Landes. Die bäuerlich geprägte Region meiner Heimat wird jetzt offiziell als *Metropolregion München* bezeichnet. Dort, wo die Autobahn A 96 unser Tal durchschneidet, ist das seit einiger Zeit mit einem großem Schild dokumentiert. Der krakenhafte Binnenkolonialismus der großen Metropole hat seine Tentakel schon weit in unser Land hineingetrieben. Ehemals beschauliche Landstädtchen mutieren zu Vororten der Metropole, die Mieten steigen rasant

in die Höhe. Immer mehr Landschaften verwandeln sich in industrielle Windrad- und Solargebiete zugunsten der Großstädte mit ihrem schnell steigendem Strombedarf. Aber auch die Idyllisierung und Vermarktung des Landlebens ist ein Aspekt der Urbanisierung. Das Land ist für den Städter vor allem Kulisse für seine Freizeitaktivitäten und seine Erholung. Dort kann er sich regenerieren vom anstrengenden Stadtleben und die ländlichen Kulturlandschaften bieten ihm auch einen ästhetischen Ausgleich für die vielen Hässlichkeiten der Großstadt. Die Blechlawinen, die jedes Wochenende hinaus aufs Land rollen, sprechen eine beredte Sprache.

In dieser zunehmenden Vereinnahmung des Landes zeigt sich ein zentraler kultureller Gegensatz innerhalb unserer Gesellschaft: Die urbane versus die ländlichen Lebensweise, oder: Die neue multikulturelle Kultur der Nomaden gegen die althergebrachte, noch relativ homogene Kultur der Sesshaften. Ein uralter, geradezu archetypischer Konflikt ist mit dem Aufstieg des Globalismus und seiner nomadischen Lebensweise wieder ausgebrochen. Zuerst war es das nomadisierende Kapital, dann folgten die großen multinationalen Konzerne, dann die Kultur.

Das expansive und entgrenzte Nomadische scheint in diesem kulturellen Konflikt dem an einen bestimmten Ort gebundenen, beharrenden und begrenzten Sesshaften haushoch überlegen zu sein. Tatsächlich spiegeln die in Politik und Medien vertretenen maßgeblichen Positionen genau dies wider: Die nomadische Dynamik hat sich im öffentlichen Raum auf ganzer Linie durchgesetzt. Sie entspringt dem Lebensstil einer neuen, urbanen und kosmopolitischen Klasse der Privilegierten. Die digitale Welt ist wie geschaffen für sie.

Die Stunde der Sesshaften schlägt jedoch meist in Zeiten der Krise, der Not und des Mangels. Zwei Tage Stromausfall verwandeln die Metropolen in einen Kriegsschauplatz, während es hier auf dem Land eher mit einem Achselzucken zur Kenntnis genommen werden wird. Immer wenn die Stadtgesellschaften auseinanderfallen, wenn die Gewalttätigkeit überhand nimmt, kehren Menschen aufs Land zurück und suchen dort Schutz. Die einheimischen Familien besitzen meist ihren eigenen Grund und ihre eigenen Häuser oft schon seit Generationen und sind weitgehend resilient gegenüber den gesellschaftlichen Verwerfungen. Hier ist Selbstversorgung möglich und in den kleineren und vertrauten Gemeinschaften ist auch der soziale Zusammenhalt noch weitgehend intakt. Das gilt hier bei uns im Allgäu nicht nur im Hinblick auf die unzähligen Vereine und Kirchengemeinden, sondern auch auf das informelle Wirtschaften auf Gegenseitigkeit – was von Gartenarbeit, Hausbau und Reparaturen bis zur Betreuung von Kindern, Kranken und Älteren reicht. Es gibt noch eine Infrastruktur, die unabhängig vom Staat funktioniert. Auch das ist gelebtes soziales Leben. In der Großstadt ist dagegen alles in öffentlicher Hand, ist die Obrigkeit der ausschließliche Garant des Zusammen- und Überlebens.

Auf meinen Exkursionen durch meine Heimat zwischen Lech und Iller habe ich kaum Menschen getroffen, die sich wirklich ‚abgehängt‘ fühlen. Die Lebensbedingungen werden zwar individuell unterschiedlich erlebt und bewertet. Aber ein allgemeiner Zufriedenheitsfaktor ist der soziale Zusammenhalt, der in der gemeinsam geteilten Lebensweise und Geschichte wurzelt. Auch wenn das Landleben Nachteile in der infrastrukturellen Versorgung mit sich bringt – auch das ‚jeder kennt jeden‘ kann beengend wirken – wollen nur wenige, dass es so wird wie in den Städten. Die meisten Menschen in meiner Heimat sind stolz darauf, auf dem Land zu leben und nicht ein Rädchen in den

anonymen städtischen Massengesellschaften zu sein. Auch funktioniert hier vieles einfach besser. Das Leben ist nach wie vor von einem langsameren Rhythmus geprägt, Gewohnheiten werden wertgeschätzt. Die Lebensbedingungen und auch die Chancen, am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben teilzuhaben sind in den allermeisten ländlichen Kommunen besser als in vielen hochverschuldeten, sprich: armen Großstädten.

*

Die einstigen urbanen Hochkulturen des 19. und 20. Jahrhunderts mit ihrem inspirierenden Flair sind wohl endgültig erloschen. Längst haben sie ihr einzigartiges Gepräge, ihren ganz besonderen Geist verloren. Heute bestimmen multinationale Konzerne mit den immer gleichen Handels- und Gastronomieketten weltweit den Kernbereich der Großstädte. Die Metropolen haben sich in wuchernde Konglomerate verwandelt, die nichts mehr mit den Gebilden zu tun haben, die einst stolze Städte waren.

Wo ist die Stadtluft, die ehemals frei machte? Nichts wirklich Neues ereignet sich in den Metropolen. Es sei denn, man hält das zwanghafte Streben ihrer kulturellen Eliten nach Originalität, den narzisstischen Überbietungswettbewerb der Szenen und ihre Inszenierungen für einen Ausdruck des Genius unserer Zeit. In Wirklichkeit regiert dort der medial zelebrierte konformistische Zeitgeist mit seinem Öko-Lifestyle in erschreckendem Ausmaß. Die Alten, Absteiger und ‚Prekären‘ stören das Bild in den gentrifizierten Altbauvierteln nicht mehr. Sie sind vom Wohnungsmarkt schleichend in die ‚sozialen Brennpunkte‘ mit ihrer Hochhaus-Käfighaltung entsorgt worden.

Die großstädtische Lebensweise ist nicht die Lebensweise, der die Zukunft gehört. Vor allem nicht eine Zukunft im Sinne des Lebens. Sie ist Ausdruck einer digitalisierten Massengesellschaft, die vor allem an Konsum, Unterhaltung und Kommerz orientiert ist - auch wenn der sich neuerdings einen grünen Anstrich gibt. Ihr Ressourcenverbrauch, etwa ihr Strombedarf wächst gerade ins Unermessliche. Und wieder einmal soll das Land dafür erhalten, ihre Versorgung sicherzustellen und dabei auch die fortschreitende Zerstörung seiner Landschaften und Naturräume in Kauf zu nehmen. Wenn es um industrielle Stromgewinnung für die Städte geht, wird der Landschafts- und Naturschutz schnell hintangestellt. Eine gigantische Zerstörung unserer gewachsenen Kulturlandschaft ist derzeit im Gang.

Das ökologische Engagement der neuen Privilegierten in den Großstädten speist sich vor allem aus dem Kaufakt: dem bio- und klimagerechten, dem ‚fairen‘ und moralischen Konsum. Ihnen fehlt die Erfahrungsgrundlage der Landbewohner: Es ist etwas ganz anderes, zu sehen wie etwas aus dem Boden wächst, gedeiht oder verkümmert, vom Schädlingsbefall zerstört wird oder vor meinen Augen im Bioladen schön und schmackhaft im Regal aufgereiht zum Kauf dargeboten wird. Der Naturbezug der Städter ist vor allem ein ideeller, während er für jeden, der selbst Land besitzt, ein sehr realer ist. Man sollte in unserer durchtechnisierten Zivilisation jedem erwachsenen Menschen zumindest für eine gewisse Zeit in seinem Leben die Fürsorge und Pflege eines Stückchen Landes übertragen. Vieles sähe dann wohl anders aus.

Vor zwanzig Jahren habe ich eine über 1h große, intensiv bewirtschaftete Wiese erworben, damit sie sich wieder zu einer traditionellen Blühwiese zurückentwickeln kann. Dabei

musste ich eine bittere Lektion lernen: Der größte Feind ihrer Renaturierung war die Natur selbst. Der Erlensplintkäfer vernichtete nahezu den gesamten am Ufer des Flusses gepflanzten Erlenbestand, der Eschenpilz zerstörte zehn Jahre später alle gepflanzten Eschen, Rehe, Hasen und Mäuse fraßen die meisten jungen Setzlinge der angelegten Heckenbiotope und Vogelnährgehölze an, die Wühlmäuse taten ein Übriges. Als die streng geschützten Biber begannen, sich mangels natürlicher Feinde massenhaft auszubreiten, war nichts mehr sicher. Ich erinnere mich noch sehr genau an den Tag, als ich an einem der angelegten Tümpel eine von mir gepflanzte, schon hoch gewachsene Trauerweide vom Biber gefällt im Wasser liegen sah. Ihre langen und eleganten hängenden Zweige spielten nicht mehr mit dem Wind, sondern sanken in den dunklen Tümpelgrund hinab. Nicht nur die Uferbepflanzung, sondern alle Bäume und Großbüsche weit ins Land hinein müssen inzwischen geschützt, das heisst eingegittert werden. Das populäre Verwildernlassen wäre eine sehr bequeme Lösung gewesen, Ausdruck einer Kulturlosigkeit, die lediglich dazu geführt hätte, dass die Wiese verbuscht und der traditionelle Lebensraum einer Blühwiese mit seiner viel größeren Artenvielfalt endgültig verschwindet. Eine artenreiche Kulturlandschaft muss nicht nur im Einklang mit der Natur stehen, sie muss ihr auch immer wieder abgerungen werden und bedarf ständiger und aufwändiger Pflege durch den Menschen.

Im Gegensatz zum Wirtschaften in den Städten ist die Landwirtschaft trotz fortschreitender Technisierung immer noch abhängig von der Natur. Sie führt auch heute noch ein hartes, ein unbarmherziges Regiment. Die Tiere müssen zu bestimmten Zeiten versorgt, die Kühe täglich gemolken werden, gemäht werden kann nur in Schönwetterphasen, die Felder müssen dann bestellt und geerntet werden, wenn die Natur es erlaubt bzw fordert. Das Wetter entscheidet über den Erfolg einer Ernte, späte Frosteinbrüche, extreme Trockenheit oder Niederschläge, Schädlingsbefall usf. führen zu erheblichen Ernteaussfällen. Es gibt kein Entkommen – der Erfolg des ländlichen Wirtschaftens steht immer noch unter einem Naturvorbehalt. Zeigt ihr Daumen nach oben oder nach unten? Diese Grunderfahrung hat die Einstellung der Menschen hier zur Natur geprägt.

Diese Erfahrungswelt ist für den Städter und seiner, von der Natur nahezu völlig unabhängigen Lebensweise, nicht mehr verständlich. Die Jahreszeiten erkennt er vor allem an den geänderten Schaufensterauslagen, während wir auf dem Land auch heute noch von einem harten Winter ganz unmittelbar und physisch betroffen sind. Projektion und reale Erfahrung stoßen sich hart. Durch die neuerdings ökologisch eingefärbte urbane Überlegenheitsattitüde wird der eigene, extrem technisierte und energieintensive großstädtische Lebensstil verschleiert und nur noch selten hinterfragt.

Die Großstadt mit ihrer hochgradig denaturierten Lebensweise ist vor allem für das Kind ein lebensfeindlicher Raum. Es fehlen ihm naturnahe Auslaufflächen, die es auch zu seiner psychischen Entwicklung dringend benötigt. Der Sozialpsychologe und Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich hat schon Ende der 60er in seinem auch heute noch lesenswerten Buch ‚Die Unwirtlichkeit der Städte‘ aus psychologischer Sicht über den Lebensraum ‚Großstadt‘ geschrieben. Ich habe es neulich wieder zur Hand genommen und war erstaunt darüber, wie radikal er damals schon urteilte: *„Es könnte sein, dass die Struktur dessen, was wir gewohnheitsmäßig noch Stadt nennen, sich so verändert, dass sie kein Biotop für freie*

Menschen ist, sondern eine soziale Umwelt, aus welcher, wie früher aus der natürlichen, unbegreifliche Katastrophen – Kriege statt Seuchen – hereinbrechen. Die große Arbeitslosigkeit, die ideologische Sturmflut des Nazismus und Faschismus waren solche Katastropheneinbrüche aus dem Milieu der technischen Massengesellschaft.“

*

Der neue, postmoderne Lebensstil der Urbanen ist das globale High-Tech-Nomadentum, ein ortsungebundenes Leben der scheinbar grenzenlosen Möglichkeiten. Er ist jedoch nicht nur ein extrem artifizieller, sondern auch ein alimentierter, bei genauerem Hinsehen ein geradezu parasitärer Lebensstil, der nicht durchzuhalten sein wird. Das Wegsein, das Immer-auch-woanders-Sein ist die Normalität des nomadischen Bewusstseinszustandes, das Smartphone seine technologische Verkörperung. Die neuen Nomaden sind überall und nirgendwo. Mit dem Ort, an dem sie sich gerade real befinden, gehen sie keine tieferen Bindungen ein, er kann jederzeit gewechselt werden. Die Großstadtmilieus, in denen sie sich bewegen, sind weltweit austauschbar geworden. Ihr Entwurzeltsein zelebrieren sie gerne als kosmopolitische Fortschrittlichkeit.

Der französische Philosoph Blaise Pascal hat einmal geschrieben, dass das ganze Elend der Menschen vor allem damit zusammenhängt, dass sie nicht ruhig zu Hause bleiben können. Als eine Eskalation dieser Unfähigkeit wird der nomadische Lebensstil heute geradezu gefeiert. Nicht nur als Voraussetzung für ökonomischen Erfolg, sondern auch als Ausdruck eines aufgeklärten und vorbildhaften Weltbürgertums.

Seine Schattenseiten, das Entgrenzende und Expansive werden kollektiv verdrängt. Auch die damit einhergehenden Allmachtsphantasien, etwa die Konzentration der Macht in einer zentralen Weltregierung. Der Sinn für das Eigene, für das Gewachsene und seinen Wert fehlt ihr gänzlich. Denn es fehlt ihr vor allem die Erfahrung des Vertrautseins mit dem Ort, an dem man lebt, der Identifikation mit ihm und der Kultur, in die er eingebettet ist. Mit dem Verlust des Gespürs für Grenzen kommt es unausweichlich auch zu einem Verlust des menschlichen Maßes, der uns mehr bedroht als alles andere. Der inflationäre Gebrauch von Begriffen wie Ökologie und Nachhaltigkeit dient vor allem dazu, eine moralische Überlegenheit zu behaupten und althergebrachte Lebensweisen der Sesshaften, die auf Homogenität und Kontinuität aufbauen, zu diskreditieren. Man streitet ihnen schlichtweg ihr Existenzrecht ab. Dabei steht die propagierte Transformation durch Disruption und kulturelle Entgrenzung in eklatantem Widerspruch zu den Grundgedanken von Generativität und Nachhaltigkeit, dem natürlichen Wachsen und der organismischen Erneuerung.

Zu kultureller Entgrenzung und nomadischem Lebensgefühl gehört untrennbar die Idee des Multikulturalismus. Unzweifelhaft ist sie von großem Vorteil für das globale Geschäft. Aber sie bedroht auch unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt. Der Preis für die forcierte Durchsetzung dieses Leitbildes wird die zunehmende Spaltung der Gesellschaft entlang der eingewanderten Ethnien mit ihren unterschiedlichen, zum Teil noch tribalistischen Kulturen sein. Das dabei entstehende Staatsgebilde, einem Vielvölkerstaat ähnlich, würde nur durch eine mit enormen Machtbefugnissen ausgestattete Zentralregierung recht und schlecht zusammengehalten werden können.

Auch der mit dem Multikulturalismus einhergehende Umbau der Identität der Einheimischen wird viele Menschen psychisch hoffnungslos überfordern. Dieses Projekt nimmt nicht nur auf die gewachsenen äußeren, sondern auch inneren Strukturen keinerlei Rücksicht. Die Implementierung der konflikthafter Welt globaler ethnisch-kultureller Gegensätze in die heimische Psyche führt zu zunehmender Spaltung und Desintegration. Und sie verlangt auch die Bereitschaft zur Regression in vor-aufklärerische Zeiten. Es besteht die Gefahr, dass unsere Gesellschaft dabei ihren eigenen kulturellen Wurzelboden verliert, ihren inneren Zusammenhalt durch die gemeinsam geteilte Lebensweise und Geschichte. Wir wissen, dass solche Prozesse der Auflösung nicht nur individuell, sondern auch kollektiv zunehmende Aggressionen freisetzen.

Diese intendierte Umformung der Identität mag für Menschen, die im urbanen kosmopolitischen Milieu leben, attraktiv sein. Sie kann jedoch kein Leitbild für die Umformung einer ganzen Gesellschaft sein, die auch die Landbevölkerung mitnehmen will. Ansonsten sind massive gesellschaftliche Konflikte und Verwerfungen vorprogrammiert. Das anthropologische Leitbild des Multikulturalismus tut sich offenbar schwer, den Menschen in seiner Begrenztheit, in seiner natürlichen und kulturellen Bedingtheit, und das heisst auch: in seinem menschlichen Maß anzunehmen.

Eine multi-kulturelle Identität zielt letztendlich darauf ab, ein Alles und damit ein Niemand zu sein. Der italienische Nobelpreisträger Luigi Pirandello hat diese Tendenz der Postmoderne schon in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts in seinem Roman ‚Einer, Keiner, Hunderttausend‘ exemplarisch beschrieben. Dabei rekurriert Pirandello immer wieder auf den kulturellen Gegensatz zwischen dem Land und der Stadt:

„Hier sind wir auf dem Lande, die Mattigkeit hat uns die Glieder gelöst (...) Da, ein Vogel fliegt vorüber, ein wirklicher. Haben Sie ihn gesehen? Diese echte, mühelose Leichtigkeit, und dazu dieser spontane Freudentriller. Und denken Sie jetzt an die plumpe, dröhnende Maschine ... Dort ein Schwingen und ein Triller; und hier ein lärmender und stinkender Motor ... Im Gras ausgestreckt, sagen sie: ‚Mensch, lass das Fliegen! Wann bist du je geflogen?‘ – Ausgezeichnet. Sie sagen es hier und jetzt; weil Sie in der Natur sind, ausgestreckt im Gras liegen. Stehen Sie aber auf und kehren in die Stadt zurück, dann werden Sie in dem Augenblick, da Sie sie betreten, sofort wieder begreifen, warum der Mensch fliegen will. – Hier draußen, meine Lieben, haben Sie den wirklichen Vogel gesehen, der wirklich fliegt, und da haben Sie allen Sinn für den Wert der künstlichen Flügel und des mechanischen Flugs verloren. Sie begreifen ihn aber sofort wieder dort, wo alles künstlich und mechanisch ist, alles zubereitet und konstruiert: eine andere Welt auf der Welt: eine fabrizierte, kombinierte, ersonnene Welt; eine Welt, die Sinn und Wert nur für den Menschen hat, der ihr Erzeuger ist.“

*

Die Sesshaften auf dem Land taugen so gar nicht zur Rettung der Welt. Sie haben meist schon genug damit zu tun, der Verantwortung für das, was sie haben, gerecht zu werden, es in Ordnung zu halten und dabei auf eigenen Füßen zu stehen.

Wir sollten jedoch anerkennen: Entwicklungsgeschichtlich ist die Sesshaftigkeit gegenüber dem Nomadischen die reifere Kulturform. Die ökologische Krise wird uns ihren Wert, den Wert eines beheimateten Lebens lehren. Das globalisierte und entwurzelte Selbst wieder im

Naheliegenden einzubinden heißt vor allem: Dem menschlichen Maß wieder Geltung zu verschaffen. Die Landkultur ist die Bewahrerin des Nahen, des Heimischen und damit des menschlichen Maßes. Es ist die Lebensweise der Menschen, die dort wo sie leben, meist schon seit Generationen zuhause sind. Die in Häusern wohnen, die ihnen gehören und oft schon die Eltern oder Großeltern gebaut haben. Die Familie mit ihrem Kern, der ehelichen Beziehung zwischen Mann und Frau, ist auch heute der tragende Boden für diese Beständigkeit und Kontinuität.

Der Prototyp der sesshaften Lebensweise ist das bäuerliche Leben. Es wurzelt im Land, in seiner Erde und ist traditionell in einer kleinteiligen Lebens- und Wirtschaftsweise organisiert. Es ist auch heute noch in die Kreisläufe der Natur eingebunden und, was viele Modernisten nicht hören wollen: Ihre geistige Mitte ist eine nach wie vor bestehende lebendige Religiosität. Die Volksfrömmigkeit des Landes ist noch nicht verschwunden. Wir müssen nur ein bisschen genauer hineinsehen - nicht in die Medien und ins worldwide web, sondern ins Land selbst mit seinen vielen Gotteshäusern und unzähligen christlichen Symbolen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen. Ich wage die Prognose: Der Volkskatholizismus in meiner Heimat wird überleben. Er hat tiefere Wurzeln als die Amtskirche und der Verbandskatholizismus. Das Überleben der christlichen Religion auf ländlichen Inseln ursprünglicher – und das heisst auch: naturverbundener Frömmigkeit, kann für die Zukünftigen noch von erheblicher Bedeutung sein. Denn die werteschaaffende Funktion einer Kultur ist im Religiösen, im Sakralen begründet, nicht in der Wissenschaft oder Politik. Ich denke nur an das christliche Verständnis von Natur als einer Schöpfung und an das Bild des Menschen als Person – dem einzigen wirklichen Gegenentwurf zum durchdigitalisierten Cyborg, dem neuen Typus des Maschinen-Menschen.

Die tiefe Sinnhaftigkeit der ländlichen Lebensform der Sesshaften für unsere Zukunft sollte jedem offenbar sein, der bereit ist, hinzusehen. Deshalb gilt es, die Landkultur in ihrer Eigenart zu verteidigen und zu bewahren und ihren bedeutenden Beitrag für die Zukunft der Gesamtgesellschaft zu erkennen. Ein Hinterwäldler zu sein ist in Anbetracht der ökologischen und kulturellen Zerstörungen des nomadischen Globalismus heutzutage geradezu ein Ehrentitel. Das ländlich geprägte Bewusstsein ist den progressiven zeitgeistigen Strömungen so gesehen schon voraus, eben weil es nicht überall hin mitgegangen ist. Die Menschen in meiner Heimat fühlen sich nicht als die letzten Mohikaner einer untergehenden Kultur, ganz im Gegenteil. Schon das verdichtete Massenwohnen in den großen Städten auf engstem Raum wird bald an seine Grenzen stoßen, nicht nur an seine ökonomischen, sondern vor allem an die Grenzen, die unsere menschliche Natur zieht. Unsere Gesellschaft braucht das Land nicht nur als Versorgungs- und Erholungsraum für die großen Städte. Vor allem braucht sie das Land wegen seiner ökologisch sinnvollen, menschen- und lebensfreundlichen Kultur der Sesshaftigkeit, wegen seiner bodenständigen und geerdeten Lebensweise. Seinen sterilen Traditionalismus hat es längst hinter sich gelassen.

*

Trotzdem wird die Kulturform des Landes von einer zunehmend technokratischen und zentralistischen Politik nicht mehr gewollt und ihre Abschaffung ist in vollem Gang. In einem schon seit Jahrzehnten andauernden Prozess – beginnend mit der sog.

„Gemeindegebietsreform“ in den 70er Jahren - wurde die Kerneinheit des Landes, das Dorf, durch Dekrete von oben systematisch seiner Selbstbestimmung beraubt und politisch entmündigt. Viele Institutionen der lokalen Selbstverwaltung in den Dörfern, eigene Gemeinderäte und Bürgermeister, Schulen, Post etc., sind im Namen von Effizienz und Fortschritt beseitigt worden. Wenn nun sogar die Kirche nicht mehr im Dorf bleibt, verliert diese uralte Kernzelle menschlichen Zusammenlebens einen weiteren Bereich seiner Identifikation, verliert seine geistliche, kulturelle und soziale Mitte.

Die Politik fährt unverdrossen fort, die ökonomischen Grundlagen des bäuerlichen Lebens zu zerstören. Dass man die kleinen und mittleren Familienhöfe durch Freihandelsabkommen ins globale finanz-kapitalistische Haifischbecken geworfen hat, heisst nichts anderes, als sie stillschweigend zu entsorgen und so für große agrar-industrielle Einheiten Platz zu machen. Die Zahl der Höfe in Deutschland ist allein in den letzten zwanzig Jahren wieder um fast die Hälfte zurückgegangen. Die Preise für ihre landwirtschaftlichen Produkte werden durch übermächtige, global agierende Konzerne des Lebensmittelhandels einseitig festgelegt. Die traditionellen Absatzmärkte der Bauern sind mit Billigprodukten aus der ganzen Welt überschwemmt, die nicht den strengen und teuren Anforderungen des Produktionsstandorts Deutschland unterliegen. Die so in Abhängigkeit vom Staat geratenen Überlebenden dieses „Strukturwandels“ werden durch nationale und EU-Bürokratien nicht nur subventioniert, sondern auch bevormundet und kujoniert. Was immer dazu verlautbart wird: Die tatsächlichen Wirkungen dieser parteiübergreifend praktizierten Politik sprechen eine eindeutige Sprache. Sie erinnern eher an das mittelalterliche „Bauernlegen“ als an eine politische Verantwortung für unsere gewachsene Kulturlandschaft und die Aufrechterhaltung einer unabhängigen und stabilen Versorgung unserer Bevölkerung mit Nahrungsmitteln. Die noch übriggebliebenen selbständigen Höfe brauchen keine Almosen, sondern endlich faire Rahmenbedingungen.

Da ein grundlegender Richtungswechsel der Politik nirgends zu erkennen ist, muss die sesshafte Landbevölkerung für sich selbst klären, ob sie ihre Kultur aufrechterhalten und mit ihrer Lebensweise noch eine eigene Zukunft haben will. Voraussetzung dafür ist eine Besinnung auf das wertvolle Eigene. Dazu müssen wir unserer Heimat nicht nur geographisch, sondern auch kulturell wieder nahekommen. Wir sollten sie zu Fuß durchwandern und dabei nicht nur unsere Sinne, sondern auch unser Herz öffnen, sollten uns wieder ansprechen lassen von ihr. Nur für das, was wir lieben, treten wir auch ein. Das Land kann uns erzählen, wo wir herkommen und auch, dass alles, was wir heute als selbstverständlich voraussetzen, von unseren Vorfahren erarbeitet worden ist. Nur so können wir das verknüpfende Band wieder in die Hand nehmen, kann das Land sich selbst wieder finden und von den eigenen Wurzeln her weiterentwickeln. Nichts kann uns hindern, unser eigenes Leben zu einem starken Gegengewicht und zu einem bedeutsamen Entwurf für die Zukunft zu machen.

*

Als ich vor zwanzig Jahren eine Wiese im Mindeltal erwarb, ließ ich sie aus der Kategorie „Landwirtschaftliche Nutzung“ nehmen, obwohl sie ein bis zweimal im Jahr gemäht wird. Die erste Mahd findet immer erst Anfang Juli statt, wenn die Gräser, Wildkräuter und Blumen ausgesamt haben und die Brutzeit der Bodenbrüter vorüber ist. Wie alle alten

Wiesen hat sie einen Namen, sie gehört zu den ‚Narrwiesen‘ und das Talgebiet, in dem sie liegt, nennt man die ‚Scheren‘. Sie wird auf der einen Seite durch den Lauf der Mindel begrenzt, auf der anderen Seite durch den Hörtwald. Sie ist seit meinem Erwerb jetzt offiziell ‚Brachland‘. Damit bin ich automatisch aus allen landwirtschaftlichen Förderprogrammen gefallen und dem ganzen bürokratischen Kontrollsystem entkommen, das damit verbunden ist. Längst wird dabei auch die Satelliten-Überwachungstechnik eingesetzt. Seitdem liegt meine Wiese, die ich um drei Tümpel, Uferbepflanzung der Mindel und Heckenbiotope mit vielen Vogelnährgehölzen ergänzt habe, brach, und erfreut sich wachsender Lebendigkeit. Sie hat sich zu der Blühwiese zurückentwickelt, die sie einmal war. Jahr für Jahr kommen seither heimische Arten auf meine Wiese zurück. Für Kröten, Frösche und Molche verschiedenster Art scheint sie ein Paradies zu sein. Einer der vielen Höhepunkte war der erste Besuch eines Schwarzstorchs an dem großen Tümpel vor ein paar Jahren. Auch hat meine Wiese bereits ihre ersten Kinder gezeugt: Der Landschaftspflegeverband mähte sie vor ein paar Jahren und streute die gehäckselte Mahd an anderer Stelle aus. Die Rückmeldung war begeistert. Die lebendige Natur scheint nur zu lauern, bis sie irgendwo günstige Bedingungen entdeckt und zuschlägt. Die Rückkehr der Lebensfülle auf meiner Wiese war aber nur deshalb möglich, weil ich sie nicht verwildern ließ. Das hätte lediglich zu einer Verbuschung, zu einer Dominanz der Stärkeren geführt, zur Herrschaft von Brennessel, Labkraut & Co. Die Blühwiese ist ein zentrales Merkmal der Kulturlandschaft meiner Heimat. Es ging mir nie bloß um die Natur, sondern auch um die Rekultivierung des Landes - Kulturlandschaft und Landkultur sind eins.

Brache ist freies Land. Es ist frei vom Nutzungszwang, frei davon, übernutzt, ausgenutzt und vernutzt zu werden, nur noch ein Objekt zu sein, aus dem das Optimale herausgeholt werden muss. Meine Wiesen-Brache dient allein dem Zweck, ihrer traditionellen Bestimmung als Blühwiese wieder gerecht werden zu dürfen. Dabei fällt auch hochwertiges Heu an, als ihre natürliche Frucht sozusagen, das von einem Bauern an seine Kühe verfüttert wird. Dafür mäht er die Wiese maximal zweimal im Jahr und lässt im Herbst auch seine Schafe darauf weiden. Es ist, wie so häufig auf dem Land, ein Geben und Nehmen. Und ab und zu liegt vor meiner Haustüre eine Kühltasche mit hochwertigem Lammfleisch. Wir alle haben das Gefühl, dass wir gemeinsam Teil eines größeren Zusammenwirkens sind, ohne dass je groß darüber geredet wird.

Die Brache ist heutzutage eine Kulturform. Sie ist Ausdruck des Respekts für das Bestehende. Erfreuen wir uns also an dem, was da ist. Mein Land befindet sich in einem Zustand der Muße, nicht der Vernachlässigung.

Dieser Aspekt von Freiheit wird für uns immer bedeutungsvoller werden: Frei sein von dem Zwang, alles und jedes ohne Rücksicht auf seine gewachsene Eigenart einer Nutzung zuzuführen. Etwas brach liegen zu lassen ist eine Form des Respekts gegenüber unseren Nachkommen. Ich möchte nicht, dass meine Kinder in einer Welt leben müssen, in der jeder Quadratmeter, jeder Winkel bereits genutzt und vernutzt, verdichtet, zugestellt oder zugebaut ist, ganz gleich wofür. Im Verlauf der letzten Jahrzehnte ist es immer enger geworden, nicht nur um uns herum, sondern auch in uns selbst. Selbstoptimierung ist der neue Nutzungszwang, den wir gegen uns selbst richten: Jeder muss sein Potenzial verwirklichen, seine Ressourcen ausschöpfen bis zur Erschöpfung. Sonst haben wir unser Leben verfehlt.

Die Fläche, die Weite, der offene Raum – das sind die ursprünglichen Merkmale des Landes. Der Urbanismus strebt dagegen nach immer mehr Verdichtung. Wir ersticken schon jetzt an diesem Vernutzungszwang. Nichts darf mehr ungenutzt liegen bleiben, auch nicht in uns selbst. Ach, wie schön ist es doch, zu spüren, wieviel Potential und Ressourcen in uns noch schlummern! Dies ist der innere Quellgrund, aus dem die großen Träume aufsteigen, der tiefe innere See, auf dessen Grund unser Sehnen ruht. Wieso können wir nichts, aber auch gar nichts in seinem ursprünglichen Schlummerzustand belassen? Getrieben vom Nutzen geraten wir früher oder später in die Geisteshaltung des Benutzens und Ausnutzens – das Land, den Mitmenschen und uns selbst.

Brache ist befreites Land. Wir haben es aus dem Kreislauf des Vernutzens einfach herausgenommen und können es wieder zu einem kultivierten Land machen. Ein nicht unerheblicher Effekt dabei: Der chronisch übergriffige Staat mit seiner allumfassenden Bürokratie interessiert sich nicht für das Brachliegende.

Vor ein paar tausend Jahren noch fühlten sich die Menschen umzingelt von einer mehr oder weniger bedrohlichen Natur. Ich fühle mich heute umzingelt von einer nutzungsbesessenen Gesellschaft. Sie ist nicht weniger bedrohlich. Sie ist schon tief in uns alle eingedrungen, hat unser Selbst okkupiert und zwingt uns zur Dauerbeschäftigung mit ihr. Sie hat unseren Innenraum zugestellt, auch mit ihren banalsten Produktionen. Wollen wir unser innerstes Sanctuarium wirklich kampflos aufgeben, unseren Geist der medialen Brühe ausliefern, die tagtäglich auf uns zurollt? Irgendwann werden wir keine Luft mehr zum Atmen haben, keinen Spielraum mehr für die nutzlosen und schönen Bewegungen unserer Seele, für ihren natürlichen Drang in die offene Weite.

Meine Wanderungen über die Felder und Fluren, durch die Wälder und Dörfer meiner Heimat schützen mich vor dem permanenten Zugriff der Gesellschaft. Wenn ich gehe, beruhige und verwandle ich mich. Wenn ich in den Dörfern mit den Menschen ins Gespräch komme, rede ich auch anders, im Dialekt, der Sprache meiner Kindheit. Ich erinnere mich nicht nur, ich fühle mich dann auch anders. Nichts ist verschwunden. Ich hatte mich nur sehr weit entfernt. Und ich lasse mich mit äußerstem Wohlbehagen in die Langsamkeit dieser Menschen hineinnehmen, in mein ursprüngliches Lebensgefühl. Das Land temperiert die Persönlichkeit der Sesshaften auf ganz bestimmte Weise. Die Landschaft prägt uns mehr als uns bewusst ist.

Land – das war und ist für mich immer noch die Verheißung von Freiheit und Weite. Als Kind war es das ekstatische Spiel im Freien, die eigenständige und abenteuerliche Eroberung der Welt. Jetzt, als Erwachsener, erlebe ich Befreiung beim Wieder-Hineingleiten in meinen Ursprung, diesem inneren Raum, der sich zeitlos und ewig anfühlt.

Äußere und innere Landschaften verschmelzen beim Gehen in Eins. Mein Selbst und die Welt umarmen sich wieder. Wohin soll ein Mensch sich wenden, der keinen Ursprung mehr in sich trägt? Für ihn gibt es weder Fremde noch Heimkehr.

Die bäuerliche Kulturlandschaft meiner Heimat war und ist für mich viel mehr als bloße Umwelt - sie ist Teil meiner Identität. Irgendwann ist es auch aus mir herausgebrochen: Ich bin ein Junge vom Land. Ich weiß nicht genau, weshalb dieser Satz ein so starkes Schwingen und Klingen in mir ausgelöst hat. Ich weiß jetzt jedoch: Es gibt etwas, das bleibt. Im Spiegel

des Landes erkenne ich mich wieder, obwohl ich heute ein ganz anderer bin als damals in meiner Kindheit.

Das rührt mich an und es ist mir, als ob ich dabei nach Hause komme. Nicht nur im Land meiner Großeltern, sondern auch in mir selber.